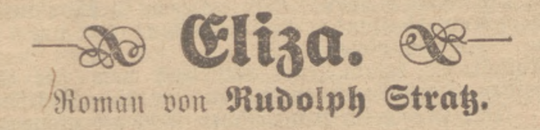


Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 12. Bromberg, den 15. Januar 1929.



Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

(11. Fortsetzung.)

Der Lord March hatte der Standesherrin eine steif gemessene Reverenz nach englischer Hofsitte, mit knapper Beugung des rechten Knies, gemacht. Jetzt stand er kalt, teilnahmslos da. Eliza Praunheim starrte ihm fassungslos in das steinerne, zeitlose Antlitz, dann auf seinen blonden Begleiter in pfeffer- und salzfarbenem Reisefrack voll Regenflecke und Fichtennadeln.

„Und Sie wagen es, diesen Mann in dieses Schloß zu bringen?"

„So ist es! In diese Napoleonsburg! Da steht Seine Herrlichkeit! Es ist nicht viel mit ihm anzufangen! Zudem ist er müde von der heutigen Nacht und nicht mehr der Jüngste! Wir wollen ihn dort an das Fenster setzen. Von da kann er die Aussicht auf Euer Erlaucht weite Lande genießen. So!" Juel Wisselinck trat wieder unter den Kronleuchter in der Mitte des Empiresaales. Die Gräfin stand ihm auf dem Parkett gegenüber. Ihre Brust flog unter dem weißen Spitzenausschnitt der fast durchsichtig dünnen, hohen, violetten Leinentaille. Die beiden schauten sich an und wurden abwechselnd rot und blaß.

„Ja . . . da bin ich!" sagte der Ostpreuße. „Bei Gott: Ich wußte keinen anderen Rat mehr!"

„Und was wollen Sie?"

„Gastfreundschaft bis heute abend. Und nachts sicheres Geleit durch ein paar von Ihren Leuten, bloß den Katzensprung hinüber bis nach Frankfurt!"

„Ich habe niemanden, der Napoleon verrät!"

„Warum nicht?" Juel Wisselinck schüttelte den hartgeformten, kurzgeschorenen Kopf. „Ich habe kürzlich in Kolberg deutsche Bürger in ihrer vollen Tugend gesehen, und ich sah vorhin da unten in Ihrem Städtchen deutsche Bürger in ihrer vollen Schmach. Aber es blüht doch da allerhand Volk unter hochdero Zepter. Es gibt da Schutzjuden und Räuber als französische Spione. Es werden sich schon ein paar taugliche Subjekte finden!"

„Und wenn ich Ihnen, wie sich das von selbst begreift, jede Hilfe verweigere?"

„Dann weisen uns Euer gräfliche Gnaden aus Ihrer welschen Festung hier hinaus unter Gottes Himmel! Draußen erwartet uns schon der auch Ihnen bekannte Monsieur Bienassis. Der Lord und ich haben keine Lust, in den Kasematten von Toulon zu enden. Wir werden mit der Waffe in der Hand fallen!"

Die Gräfin Eliza Praunheim zuckte zusammen und ging unruhig auf und ab. Die Bodentäfelung des Audienzsaales knarrte unter ihren langen, unregelmäßigen Schritten. Sie atmete schwer und warf aus ihren dunklen Augen geistesabwesende Blicke auf die gemalten Haartürme und Reifröcke und Schönheitspflästerchen der Vorfahrinnen in Barockrahmen an der Wand. Endlich blieb sie wieder vor dem Kandidaten Wisselinck stehen. Sie stampfte leise und heftig mit dem Stöckelschuh.

„Warum kommen Sie mir denn wieder in den Weg, wie an der Weichsel?" sagte sie erbittert. „Kaum habe ich Ihnen dort aus der Patsche geholfen, so stürzen Sie sich von neuem mutwillig in Gefahr."

„Was aus mir wird, ist ja ganz gleich!"

„. . . und setzen mich hier leichtfertig der Gefahr aus . . ."

„Es handelt sich nicht um Euer gräfliche Gnaden, sondern um gemeine deutsche Not!"

„Not?" Die hübsche Reichsgräfin warf einen Blick in den Spiegel und war zufrieden. Sie zuckte die Schultern und lächelte verächtlich. „Wir hier, Monsieur, fühlen uns unter Napoleons Schutz recht wohl!"

„In eurer Sünden Maienblüte — in eurem Rheinbund und Schandbund! Einmal scheucht Gottes Hand den großen, schwarzen Bock, der euch die Teufelsmesse liest, seine höllische Majestät, euren General Bonaparte, vom Blocksberg! Es kommt ein Morgen, an dem euer Glanz ein Teufelsdreck sein wird . . ."

Die junge Praunheim mußte, trotz ihrer Aufregung, lachen. Sie hatte feuchte Augen. Sie legte die Hände auf den Rücken und guckte dem Ostpreußen schnippisch ins Antlitz.

„Er wird gerade den Napoleon stürzen!"

„. . . oder an ihm zu Grunde gehen! . . ." sagte Juel Wisselinck. „Ich bin jeden Augenblick bereit zu sterben! Sie sind nur bereit zu leben! Das ist der Unterschied zwischen uns! Das macht Euer Hochgeboren niedrig und erhöht mich Niedriggeborenen. Ich hab' bei dem Handel das bessere Teil erwählt!"

Die Standesherrin schaute ihn betroffen an. Nicht zürnend, sondern zweifelnd. Sie ging wieder unstät von einem Ende des Saals zum anderen.

„Ja mei' . . .", sprach sie dabei nachdenklich vor sich hin. „Was soll man tun?"

„Das, was jedem anderen ein Vorbild ist, ebenso zu handeln — also nicht für sich, sondern für alle — lehrt unser trefflicher, nun mit dem Tod abgetretener Königsberger Kant!"

„Es ist e wüste Zeit . . ." Die Reichsgräfin stand kopfschüttelnd unter dem leutselig lächelnden, lebensgroßen Bildnis ihres Urgroßvaters Kasimir V. „Jeder hilft sich halt wie er kann . . ."

„Nicht sich, Euer Gnaden, sondern seinem Volk und Land, als zu dem er, wie ein Stück ihrer selbst, gehört — so wie ein einzeln winziges Härlein auf dem Haupt zum ganzen Menschenleib! Das Härlein mag man ausrupfen und zerpflücken, so wie der große welsche Schelm jetzt Deutschland zaust, aber der Leib besteht . . ."

Eliza Praunheim schwieg eine Weile und betrachtete leer den steinern am Fenster sitzenden und verhohlen gähnenden Lord. Dann frug sie:

„Hat es mehr von Eurem Schlag, Herr Kandidat, da oben bei Euch in Preußen?"

„Ich bin wahrlich der Geringsten einer!"

„Eh bien! Monsieur le Prussien!" Die junge Gräfin klatschte triumphierend die Fingerspitzen aneinander und reckte sich auf den hohen, roten Absätzen kampflustig zu der blonden Länge des Ostpreußen empor. „Und was hat euch euer train de vivre wider den Kaiser der Franzosen geholfe? Preußen liegt zerschmettert! Wir im Rheinbund aber lebe! Etsch!"

„Aber wie lebt ihr? . . . In Unehren lebt ihr!" Juel Wisselinck brach heißblütig los, daß der Lord am Fenster befremdet den kalten Kopf zu ihm drehte. „Schauen Sie in den Spiegel, ob Sie Ihr Angesicht ertragen!"

„Es heißt als, ich hätt' ein ganz artig Lärvche!"

„Wehe Deutschland, das solche Töchter hat!" schrie der Kandidat. Die Lippen der Reichsgräfin zuckten. Sie wurde hohe Dame.

„Moderiert Er sich!"
„Mögen Sie nicht erröten, wenn Sie die Gesichter Ihrer Söhne sehen!"
„Vergesse Er nicht, wer Er ist!"
„Mehr als Sie! Ein Deutscher und nicht eine Dienerin überm Rhein!"

Es war still zwischen den beiden. Nur ihr schweres Atmen erfüllte den weißgoldenen Prunkraum bis zum Fenster des Lord March. Juel Wisselinck trat zu ihm und schlug ihm auf die Schulter.

„Kommen Sie, Euer Herrlichkeit!" sagte er. „Die Gräfin entläßt uns in Ungnade! Wir wollen sterben gehen!"

Der Brite erhob sich mit unbewegtem Gesicht. Er holte seine Pistole heraus und prüfte die Zündpfanne. Auch der Kandidat Wisselinck langte nach der Waffe im Frackschoß. Eine Hand legte sich hastig auf seinen Arm.

„Ich verstehe Ihr Englisch nicht!" Eliza Praunheims Stimme klang unsicher und atemlos. „Was haben Sie eben zu dem Lord gesagt?"

„Ich meldete ihm, daß Sie als wahre blutige Priesterin Napoleons ihm diejenigen Opfer bringen, die dem Drachen auf goldenem Stuhl wohlgefällig sind: Sie schlachten ihm Menschen!" Juel Wisselinck faltete die Hände und wandte sich wieder auf englisch zu seinem Begleiter. „Wir wollen beten, Lord March! Dann verbrennen Sie hier im Kamin Ihre Papiere, und wir stellen uns draußen dem Monsieur Bienassis und seinen Chevaulegers . . ."

„Höre Er!"

„Was denn noch, Euer Durchlaucht? Es ist ja alles in Ordnung! Die draußen sind in der Übermacht . . ."

„So lasse ich Ihn nicht fort . . ."

„Es ist mit ein paar Schüssen vorbei! Sie sind der Gnade Napoleons sicher! Ihr weites Reich wird blühen . . ."

„Nein . . . das . . . das will ich nicht . . ."

„Aber wenn Sie sich vor die Türe stellen, verzögern Sie ohne Not den Ablauf der Dinge! Wir haben unsere Aufwartung hier ohnedies ungebührlich lange ausgedehnt. Ich bitte ehrerbietig, uns die Passage freizugeben!"

Die Gräfin Praunheim blieb, wo sie stand. Sie beugte den totenbleichen, dunkeläugigen Kopf unter dem rotgoldenen Turban etwas nach vorn. Sie flüsterte dem Kandidaten Wisselinck ein paar zitternde Worte zu. Der blickte über die Schulter nach dem Lord.

„Ihre Gnaden haben sich anders besonnen!" sagte er. „Wir erhalten von ihr heute nacht sicheres Geleit zu Mayer Amschel nach Frankfurt und verweilen bis dahin als hochdero Gäste hier im Schloß!"

6

In dem Augenblick, da auf der Bühne des Königsberger Theaters der Schauspieler in französischer Uniform erschien, grollte ein dumpfes Murren im Zuschauerraum auf. Die wenigen wirklichen in ihm vorhandenen französischen Offiziere der Besatzungstruppen saßen gleichgültig da. Aber um sie, in den gesperrten Sitzen, in den Rängen, rührten sich unruhig die vielen preußischen Uniformen. Diese massenhaft in Königsberg der Zukunft harrenden, entwurzelten Majore, Hauptleute und Leutnants der zersprengten, untergegangenen Regimenter der alten Armee besaßen kein Geld für Bürgerkleidung. Sie trugen ihre vergilbten Dienstfräcke, ihre fadenscheinigen Leibröcke. Die roten Aufschläge auf dem Preußisch-blau der Regimenter Rüchel und Schöning, die silbernen Achselbänder auf dem Hellblau der Esebeck-Dragoner, die dunkelblauen Pelze und schwefelgelben Dolmans der Usedom-Husaren bewegten sich in aufsteigendem Zorn. Ein junger Leutnant mit fanatischem Gesicht, im dunklen Rock und strohgelber Weste und Hosen einer reitenden Artilleriekompagnie, schnellte stürmisch empor.

„Hinsetzen, Tiedecke!"

„Es ist ja nur ein Spiel!" beschwichtigte der kleine, runde Kammerkalkulator Mühlmeister. Und der alte Generallandschaftsrat von Rodde herrschte dröhnend in das Publikum:

„Man behellige den Akteur nicht, als welcher nur seiner innehabenden Rolle eines französischen Offiziers gerecht wird!"

„Wir wollen aber diese Uniform nicht sehen!" schrie von der Galerie eine wilde junge Männerstimme. Dort oben saßen gedrängt, mit langen Haaren, in verschnürten Pikeschen, mit neumodisch bloßen Hälsen, die Studiosen der Albertina. Ganz vorn an der Brüstung stand aufrecht ein langer, blonder Geselle. Er streckte gebieterisch den Arm aus. Sein Ostpreußisch gellte: „Fort mit dir, du welscher Pojaz!"

Seitlings sprang der hitzköpfige Pächterssohn Sandkuhl auf und spähte wildäugig hinüber.

„Wisselinck — bist du's?" rief er begeistert. Unten in der preußischen Hofloge klappte die Marschallin Soult, die Herzogin von Dalmatien, ihren Fächer zusammen und wandte sich fragend zu ihrem Stab von französischen Generalinnen. Über ihr schmetterte die Stimme vom Olymp.

„Fort mit dir — du Hundsfott — du Hampelmann!"

„Wisselinck ist wieder da!" schrie der Scholar Sandkuhl triumphierend den anderen ostpreußischen Jungmannen oben zu. „Juel — Mannchen — wo kommst du her? Drei Monate hat man nichts von dir gehört! Man hat schon geglaubt, du seist tot!"

„Vor zwei Stunden bin ich in Königsberg eingefahren! Just zurecht, um diesen falschen Franzosen von der Bühne zu jagen! Wir sehen die echten Franzosen draußen noch genug!" Der Kandidat Wisselinck stand dräuend, breitbeinig, hoch oben, allen sichtbar, in dem heißen Saal. Alle die preußischen Offiziere waren erregt aufgesprungen und riefen durcheinander. Die Maschallin Soult erhob sich entrüstet und ließ sich ihren Schal um die Schultern legen. Aus der Höhe des Kronleuchters lärmten und pfiffen die Studenten.

„Mon dieu! Die Herzogin von Dalmatien verläßt das Theater!" keuchte der Generallandschaftsrat. „Sie wird es dem Marschall melden! Wir erliegen so schon unter der Last der Kontribution! Weiterspielen! . . . um Gottes willen . . . weiterspielen . . ."

„Aufhören!" befahl Juel Wisselinck von der Galerie. Die beiden Darstellerinnen waren in die Kulissen geflohen. Der Mime im französischen Schwalbenschwanz und Zweispitz stand allein auf der Szene. Er warf einen bangen Blick nach der Hofloge voll napoleonischer Generalinnen. Er wollte seine Rolle fortführen. Sein Gedächtnis ließ ihn, in der Aufregung, im Stich. Er näherte sich unsicher dem Souffleurkasten.

„Donnerchen ja!" Der wilde Ostpreuße oben hatte einen Sperrstuhl aus dem Holzgefüge gebrochen. Er schwang ihn und schleuderte ihn über die Köpfe des Parketts warnend zwischen den Schauspieler und die Flüstermuschel, daß die Splitter auf dem schrägen Bretterboden tanzten.

„Wirst du noch weiter den Affen der Franzosen machen, Jungchen?" schrie er. „Hier hat es noch Kleinholz genug! Reißt die Stühle heraus, Burschen! Wahrt im Komödienhaus die Würde der Nation!"

„Brav, Wisselinck!" Der Bombardierleutnant Tiedecke winkte ihm leidenschaftlich zu. Alle Offiziere riefen durcheinander: „Abtreten!" — „Aufhören!" In das Stimmengewirr surrte der Vorhang. Er fiel. Das Spiel war aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geheimnis um den Thron von England.

War Elisabeth, die „jungfräuliche Königin", ein Mann? Überraschende Funde in einem alten Grab.

Von Ludwig Haßlinger-London.

Ihr Volk nannte Elisabeth von England wegen ihrer ausgesprochenen Abneigung gegen jede eheliche Bindung die „jungfräuliche Königin", und unter diesem Namen ist sie auch in die Geschichte übergegangen.

Heute aber, 325 Jahre nach ihrem Tode, sind in wissenschaftlichen Kreisen Englands Bestrebungen im Gange, ihre in der Westminster-Abtei bestatteten Überreste zu untersuchen, um die Stichhaltigkeit jener in letzter Zeit wieder aufgetauchten Gerüchte prüfen zu können, die da behaupten, die „jungfräuliche Königin" sei — ein Mann gewesen. Die These mag ungeheuerlich klingen, doch eine Reihe von Tatsachen scheint sie zu rechtfertigen.

Im September 1533 schenkte Anna Boleyn, die unglückliche zweite Gemahlin Heinrich VIII., einem Mädchen das Leben. Drei Jahre später fiel ihr Haupt unter dem Henkersbeil. Als nach einem weiteren Jahre Johanna Seymour, die neue Königin, den längst ersehnten Thronerben gebar, verlor Heinrich VIII. jedes Interesse an der kleinen Prinzessin Elisabeth und überließ sie der Obhut ihrer Erzieherin Katharina Ashley und ihres Hofmeisters Sir Thomas Parry.

Mit zehn Jahren siedelte das Kind auf Befehl des Vaters nach dem königlichen Lehngut Overcourt Manor in Westengland über. Im gleichen Jahre wütete im Lande die Pest. Während die Krankheit noch ihre letzten Opfer forderte, erhielt Frau Ashley die Nachricht, der König werde zu kurzem Besuch in Overcourt eintreffen.

Soweit sind die Ereignisse einwandfrei geschichtlich beglaubigt, doch jetzt setzen jene Gerüchte ein, deren Stichhaltigkeit geprüft werden soll.

Es wird behauptet, Prinzessin Elisabeth sei wenige Tage vor der Ankunft des Königs an der Pest gestorben. Obwohl

ein Verschulden der Frau Ashley oder Sir Thomas nicht vorliegen konnte, so fürchteten doch beide die Wut des Königs, der jeder Gewalttat fähig war. In ihrer Verzweiflung kamen sie auf den Gedanken, dem Vater ein fremdes Kind als seine Tochter vorzustellen. Frau Ashley suchte sofort in der Umgegend von Overcourt nach einem Mädchen, das im Alter und Aussehen der kleinen Elisabeth entsprochen hätte. Ihre Bemühungen waren erfolglos. Da verfiel die geängstigte Erzieherin auf den zehnjährigen Sohn eines Edelmanns, auf Edward Neville. Verzweifelt setzte Katharina Ashley ihr Leben auf eine Karte und machte den Eltern des kleinen Edward den ungeheuerlichen Vorschlag, den Jungen an Stelle der toten Prinzessin unterzuschieben. Die Hoffnung, später mit Hilfe des Kindes zu Macht und Ansehen zu gelangen, mag die Bedenken der Eltern überwunden haben, und sie willigten ein.

So wurde die tote Elisabeth von Frau Ashley und Sir Thomas in einen Steinsarg gelegt, der in einer Gruft im Garten von Overcourt stand. Er barg schon die Gebeine eines Toten, dessen Namen damals schon niemand mehr kannte. Hastig schob Sir Thomas die Knochen in eine Ecke, und der Sarg schloß sich über den Resten zweier Toten.

Die Eltern des kleinen Edward sprengten das Gerücht aus, ihr Kind sei plötzlich gestorben und in Overcourt, wo es sich gerade aufhielt, begraben worden. Wenige Tage darauf stand der als Mädchen verkleidete Knabe vor Heinrich VIII. Der König hatte sich nie näher um sein Kind gekümmert und erkannte in den wenigen Augenblicken, da er sich mit der Prinzessin unterhielt, nicht den Betrug, umsomehr als Edward seine Rolle aus Furcht gut spielte. Kurz darauf starb Heinrich, ohne seine „Tochter" wieder zu sehen.

Auch nach seinem Tode scheuten sich alle Beteiligten, den Betrug ohne Not einzugestehen; im Knaben mag oft der Wunsch wach geworden sein, die lästigen Fesseln und die Mädchenkleider abzustreifen, doch der Gedanke an den Tod, den ihm Katharina Ashley als Folge eines derartigen Schrittes ausmalte, schreckte ihn zurück. Als gar nach dem Ende des unmündigen Eduard VI. und der Königin Maria die „Prinzessin Elisabeth" den Thron bestieg, lag für den unerwartet zur höchsten Macht in England gelangten Jüngling noch viel weniger Grund dazu vor, sein wahres Geschlecht und seine Herkunft zu bekennen.

Wie diese Gerüchte entstanden, ist unbekannt. Da aber bei der hastigen Bestattung der kleinen Prinzessin ein Landarbeiter geholfen haben soll, den Sargdeckel zu heben, so liegt die Annahme nahe, daß dieser Mitwisser unter dem Siegel der Verschwiegenheit sein Geheimnis einem anderen anvertraut hat.

Verschiedene Personen befaßten sich im Laufe der Jahrhunderte mit den Gerüchten, doch erst in letzter Zeit verfiel ein Engländer, in dessen Besitz Overcourt Manor kürzlich überging, auf den nahe liegenden Gedanken, den Steinsarg in der wohlerhaltenen Gruft zu befragen. Der Deckel wurde unter Zeugen gelüftet. Man fand neben den anscheinend eilig in eine Ecke zusammen geschobenen Knochen eines erwachsenen Mannes die Überreste eines etwa zehnjährigen Mädchens.

Dieser überaus wichtige Fund verlieh den Gerüchten wesentlich größere Bedeutung. Nun erinnerte sich die Forschung einer Reihe von männlichen Zügen aus dem Leben der Königin, die schon immer Verwunderung hervorgerufen hatten. So ist es ja geschichtliche Tatsache, daß Elisabeth schon als Prinzessin alle Heiratsanträge bedeutender Zeitgenossen ablehnte und als Königin die Freier mit nichtigen Vorwänden hinhielt, ohne ihnen einen endgültigen Bescheid zu erteilen. Die Interessen ihres Thrones, ihres Landes, ihrer Familie und auch das Parlament verlangten eine eheliche Bindung mit einem einflußreichen ausländischen Fürsten, doch Elisabeth blieb, ohne Gründe für ihre Haltung anzugeben, die „Jungfräuliche".

Schiller hat Elisabeths Haß gegen Maria Stuart mit ihrer Eifersucht wegen des Grafen Leicester begründet. Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß die Hinrichtung Marias, der rechtmäßigen Thronanwärterin, politische Beweggründe hatte. Lag wirklich ein persönlicher Haß gegen die Schottin vor, so kann dieser auch dem Neid auf die dreimal Vermählte entsprungen sein. Mit diesem Neid auf Verheiratete wäre auch die unverständliche Strenge zu erklären, mit der Elisabeth Ehefrauen wie ihre Base Katharina Grey ohne ersichtlichen Grund verfolgte.

Schon äußerlich fiel Elisabeth durch männliche Züge auf. Ihre Totenmaske, die erst vor einem Jahr zufällig gefunden wurde, könnte mit der unnatürlich großen Nase ebenso gut die eines Mannes sein, und alle Bilder, die von ihr erhalten sind, zeugen von männlicher Härte. Ihre Strenge, ihre Umsicht, ihre Energie waren nicht die eines Weibes, und die „Britische Biographie" sagt von ihr: „Sie führte das Leben eines Mannes, nicht das einer Frau." Ihre Zeitgenossen wunderten sich, daß die Königin jeden Arzt ängstlich von sich fern hielt, so daß selbst im Tode keine ärztliche Hand ihren Körper berührte. Es wird erzählt, sie habe aus Kummer über die von ihr selbst befohlene Hinrichtung des Essex jede Nahrungsaufnahme verweigert und sei deshalb an Entkräftung gestorben. Soll wirklich der Tod des Günstlings, der schon 1601 erfolgte, sie noch nach zwei Jahren so tief bedrückt haben?

Auffallend ist auch, daß eine erstaunliche Vertraulichkeit die Königin mit Katharina Ashley und Sir Thomas Parry verband, eine Vertraulichkeit, von der schon die Zeitgenossen annahmen, daß sie der Ausfluß der Mitwisserschaft eines Geheimnisses war.

Es wäre im geschichtlichen Interesse zu wünschen, daß die Untersuchung der Überreste der „jungfräulichen Königin" vorgenommen würde, um vollständige Klarheit zu schaffen. Fraglich ist es aber, ob die behördliche Genehmigung zu einem Schritt erfolgt, der vielleicht eine der größten Persönlichkeiten der englischen Geschichte zum unfreiwilligen Betrüger stempelt.

Der starke König.

Historische Miniature von **Otto R. Gervais.**

Korpulent wie ein Ringkämpfer, in einem Kostüm nach neuestem Pariser Schnitt, mit sorgfältig frisierter Perücke, auf hohen Stöckelschuhen sich elegant bewegend und mit einem liebenswürdigen, gutmütigen Lächeln, so tritt uns August der Starke, König von Polen, umgeben von seinen goldstrotzenden Ministern und Hofräten, entgegen.

Die Geschichte wurde diesem Monarchen nicht immer gerecht. Und doch wohnte in August mehr als die Kraft, Bären zu erwürgen, Hufeisen zu zerbrechen und Frauen zu lieben; ganz so unproblematisch war dieser Charakter nicht.

Dresden hatte zu Beginn des 18. Jahrhunderts als Residenz des Polenkönigs ein majestätisches Aussehen, genoß nächst Paris den größten europäischen Ruf, wenn die Mittel des Hofes auch beschränkt waren und man sich zuweilen in Geldverlegenheit befand, wogegen Paris über Unsummen verfügte, die ihm lehnspflichtige Länder, seine blühende Industrie und ein raffiniert durchdachtes Steuersystem einbrachten.

Alle Leidenschaften, Laster und Tugenden waren am Hofe Augusts von oben her bevorrechtet. Man wollte unbedingt in nichts, weder im Guten noch im Bösen dem Pariser Chorführer aller Arroganz, Ludwig dem Vierzehnten, etwas nachgeben. Doch der Polenkönig unterschied sich von dem Franzosen, dessen Erziehung berühmte Jesuiten geleitet hatten, durch eine gewisse Wahllosigkeit bei Befriedigung jeglicher seiner ungedämmten Triebe. Er lebte darauf los, wüst, ohne Hemmung, ohne Differenzierung. Ihm war das Mädchen aus dem Volke ebensoviel wert wie seine schönsten und verwöhntesten Palastdamen. Plagte ihn nicht sein wasserhaltiges Bein, dann befand er sich auf irgendwelchen Festen, Jagden, Fahrten oder gefährlichen Abenteuern. Unbeschreiblich ist seine Vergnügungssucht, sein Trieb nach kostspieligen Zerstreuungen, denen er sich mit einem wahrhaft fanatischen Eifer hingab. — Er arbeitete die meisten Pläne zu seinen Festlichkeiten selbst aus. Wetteiferte in Veranstaltungskünsten fast ehrgeizig mit seinen Zeremonienmeistern und Feldherren, um diese an Raffinesse, Überraschungseffekten und unerhörten Kostenanschlägen zu übertreffen.

Man muß gestehen, daß seine Vergnügungen nicht immer sinnlos waren, wenn man bedenkt, wie damals der Wohlstand eines Landes nach dem Glanze des Hofes beurteilt wurde und der Maßstab der Kreditfähigkeit größtenteils nach diesem äußerlichen Aufwand angelegt zu werden pflegte. Da das Volk fast immer Anteil an den Belustigungen der königlichen Gesellschaft nahm, so entstanden in Sachsen auch nicht jene gefährlichen Revolutionsstimmungen wie in Frankreich, wo man dem Pöbel zwar den Pomp vor Augen führte, um ihn in kindischer Freude zu blenden, wo aber doch der Neid, das Elend und die ewige Unzufriedenheit durch das Unbeteiligtsein zum Denken, Vergleichen und Empören anregen mußten. —

August war der Barockmensch, Ludwig der des Rokoko. Sie hatten gewiß Ähnlichkeit miteinander, wichen aber doch insofern voneinander ab, als August, unverbildet wie er war, seine sinnreichen Feste als einen Teil seiner Regierungspolitik betrachtete, während Ludwig XIV. nur Vergnügungen in ihnen sah. August liebte schöne junge Mädchen; der Franzosenkönig zog den „esprit" seiner Freundinnen vor. Neigte der Polenkönig mehr zur Melancholie, die ihn oft mitten im Trubel überfiel, so zeigte der Sonnenkönig jene Langeweile, die ihn zuweilen während der Tafel laut aufgähnen ließ.

Als Mensch erscheint uns August der Starke sympathischer als Ludwig. Er liebte seine Kinder, sorgte für sie,

verschaffte ihnen einträgliche Stellen. Die Töchter nahm er in seinen Hofftaat auf, ließ sie trotz der verachtenden Blicke des stolzen polnischen Adels als Hofdamen auftreten, gab ihnen reichliche Mittel für ihre Privatbedürfnisse oder verheiratete sie mit ausgesuchten Männern. —

Trotz allem blieb ihm noch immer Zeit genug, sich um Politik, Wirtschaft und Militär zu kümmern. Doch man konnte ihm kaum einen größeren Gefallen tun, als ihn mit diesen „Vergnügungen" zu verschonen. So gewannen seine Minister und Kammerherren einen Einfluß und eine Selbständigkeit, die sie nicht immer zum Heil des Landes ausnutzten. Und auch die Frauen griffen mit zarten Fingern in die Regierung ein.

August war keine ungütige Natur. Sein Bärenkörper barg ein fast weichliches Gemüt. Seine Schwermut ist auf sein Beinleiden zurückzuführen, das sich durch die Kurpfuscherei ständig verschlimmerte. Die heutige Wissenschaft würde es wohl als Zuckerkrankheit bezeichnen. Doch er hielt sich nicht an die Diätvorschriften, trank süße Ungarweine mit Vorliebe, naschte russische Süßigkeiten und war stolz auf seinen Sektbestand, der mit einigen hundert Flaschen damals eine Seltenheit bedeutete. —

Seine Kunstsammlungen standen damals in der Welt einzigartig da. Riesige Vermögen hatte er in seltenem ostasiatischen Porzellan aufgespeichert, in Goldgeräten, Gemälden und Büchern, die zum Teil heute noch im „Grünen Gewölbe" in Dresden zu sehen sind. Auch sein Verständnis für die Oper und das Schauspiel ging weit über den Durchschnitt hinaus. Nichts Dilettantisches wurde geduldet; die berühmtesten Sänger und Künstler versammelte er an seinem Hof.

Von einem menschlichen Standpunkt aus betrachtet erscheint uns dieser Polenkönig durchaus nicht so unbedeutend wie vom politischen. Sein größter Fehler war die Sucht, es dem Sonnenkönig gleich zu tun. Daher sah auch Friedrich II. in ihm nur einen eitlen Pfau. Aber August der Starke war eben ein Kind seiner geschminkten, brokatnen, bezopften Epoche, ein König der ewigen Hochzeit.

Alle Signale auf „Halt"!

Der Tod des Weichenstellers Philips.

E. T. A. Hoffmann hätte daraus eine seiner eindringlichen Grotesken schreiben können, aus dieser Geschichte vom Tode des englischen Weichenstellers Philips, der sein armseliges Leben mit einer unendlich heroischen Gebärde abzuschließen vermochte.

Ein Abendschnellzug, der von London nach Manchester fuhr, kam plötzlich an ein Signal, kurz vor der Station Puffield, das seltsamerweise auf „Halt" stand. Der Zugführer hielt den Zug an; er wartete, ob sich etwas ereignen würde, wodurch das Haltsignal gerechtfertigt war. Es ereignete sich nichts, und der Zugführer sandte seinen Heizer aus, zum nächsten Bahnwärterhaus, um zu erkunden, was das seltsame Haltesignal zu bedeuten habe. Nach einigen Minuten — es herrschte dichter Nebel und man sah nicht die Hand vor den Augen — stieß der Heizer auf einen Kollegen, den Heizer des aus Manchester kommenden Gegenschnellzugs. Auch dieser Zug hatte infolge eines unerwarteten Haltesignals halten müssen, und auch dieser Heizer war ausgesandt worden, um der Geschichte auf den Grund zu gehen. Man hatte etwa zehn Minuten zu dem Bahnwärterhaus zu gehen, und als man noch wenige Minuten davon entfernt war, traf man auf den Heizer eines Personenzuges, der aus einer anderen Richtung kam und dort gleichfalls auf das Signal „Halt" gestoßen war. Die drei Männer wurden immer wütender, je mehr sie sich über die Saumseligkeit des Bahnwärters unterhielten, und sie wollten ihm seine Nachlässigkeit, um derentwillen sie den weiten Weg in Nacht und Nebel zurücklegen mußten, ordentlich vorhalten.

Die drei erreichten endlich das Bahnwärterhaus. Sie öffneten die Tür und blieben verwundert stehen. Am Boden des Zimmers, in dem sich das Stellwerk befand lag Bahnwärter Philips. Man holte einen Arzt, der den vor etwa einer Stunde eingetretenen Tod konstatierte. Man erfuhr, daß Weichensteller Philips lange schon mit dem Herzen zu tun gehabt hatte, und es war nicht zu verwundern, daß er einer plötzlichen Herzschwäche erlegen war.

Die Ermittelungen der Eisenbahnbehörde ergaben nun, daß in dem ganzen Revier, das dem Stellwerk des Weichenstellers Philips unterstand, alle Signale auf „Halt" standen. Der Weichensteller hatte gefühlt, daß es sehr schlecht mit ihm stehe; er wußte, daß er nicht mehr die Kraft haben würde, telephonisch Hilfe herbeizurufen. Er wußte auch, daß unsagbares Unglück geschehen würde, wenn er die Weichenstellung nicht mehr handhaben konnte und wenn die Züge auf der viel befahrenen Strecke London—Manchester ineinander rennen mußten. Er bot seine letzte Kraft auf, und er brachte es fertig alle Signale auf „Halt" zu stellen. Durch diese heldenhafte Pflichterfüllung bis zum Tode hat Philips Hunderte von Menschen vor dem Tode gerettet und unsägliches Unheil verhindert. Im Moment, nachdem Weichensteller Philips das rettende Signal gegeben hatte, mußte er zusammengebrochen sein.

Die Eisenbahndirektion hat beschlossen, der Witwe des Weichenstellers Philips eine außerordentlich erhöhte Pension zu bewilligen. St. F.

Rätsel-Ecke



Kamm-Rätsel.

A	[illegible]	C	C	D	D	D	E	E	E	E
E		E		E		E		G		G
H		I		I		K		L		N
N		N		N		N		O		O
R		S		T		T		T		U

Die einzelnen Zinken ergeben Wörter folgender Bedeutung: 1. Italienischen Dichter; 2. Norddeutschen Fluß; 3. Gewebe; 4. Dichter; 5. Männlichen Vornamen; 6. Hunderasse. Die obere Querreihe ergibt den Namen eines Landes.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Gutsein ist alles. Selbst die schönsten — ‿
Enttäuschen, fehlt's an lauterem Ge — ‿;
Was wir an guten Mitteln an uns — ‿,
Wird erst gekrönt durch wahre
Herzens — ‿.

Zu diesem Sinngedicht von Otto Promber sind die durch Striche und Bogen gekennzeichneten Endreime zu suchen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 8.

Viereck-Rätsel:

S	t	a	n	d	r	e	c	h	t
S	c	h	o	e	n	a	t	c	h
K	o	h	l	e	n	r	a	u	m
M	o	h	n	s	e	m	m	e	l
N	i	e	d	e	r	l	a	g	e
M	a	n	c	h	e	s	t	e	r
S	t	e	u	e	r	m	a	n	n
S	t	e	n	o	g	r	a	m	m
V	e	r	w	e	n	d	u	n	g
G	a	r	t	e	n	z	a	u	n

*

Palindrom: Renner.

*

Gegensatz-Rätsel:

Jugend, Ende, Dorf, Enge, Ruhe, Winter, Irrtum, Leben, Leib, Liebe, Abend, Nacht, Greis, Ehre, Leid, Ebbe, Bruder, Ebene, Nichte, Armut, Base, Ernte, Riese, Norden, Insel, Eltern, Meister, Angriff, Nenner, Durst, Wohlergehen, Inlaut, Lob, Lohn, Antwort, Land, Torheit, Sanftmut, Ergebnis, Inhalt, Narr:

Jeder will lange leben, aber niemand will alt sein!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.